

Einleitung bei der Begrüßung:

Wir hören heute in der ersten Lesung aus dem Buch der Könige, dass Gott zu Elija nicht mit Donnerrollen, sondern im Säuseln des Windes redet.

Gottes Stimme ist leise, freilich nicht akustisch gemeint. Sie ist leise, um die anderen Stimmen nicht mit Lautstärke, sondern mit der Wahrheit zu übertönen, die wir erkennen und erfahren müssen. Wir bitten Gott, dass er jetzt alles in uns Laute still macht, damit wir hören können, wie und was er zu uns sagen will. Dazu wollen wir uns besinnen und alle Hindernisse der Schuld wegräumen lassen.

Homilie:

Dem Propheten Elija sind wir auch vergangene Woche am Fest „Verklärung des Herrn“ auf dem Berg Tabor zusammen mit Mose und Jesus begegnet.

Elija - im Bewusstsein des Judentums der größte Prophet - lebte im 9. Jh. vor Christus, als unter den Nachfolgern Davids und Salomos Israels Reich schon in zwei Teile zerbrochen war. Das brachte nicht nur ein Machtproblem mit sich, sondern betraf zutiefst die Identität dieses einzigartigen Volkes, in dem eine bis dahin nicht bekannte Gottesvorstellung herangereift war, aus der ein Auftrag und eine Verpflichtung entstand: Nach dieser Vorstellung steht Gott über der Welt, über allen Göttern und auch allen Völkern; in der Fachsprache heißt es: Gott ist transzendent und universal, d.h. einzig und ganz anders. Dieser Glaube begann im Nordreich zur Zeit des Elija zu wackeln; die Leute fingen an, mit den Ureinwohnern des Landes wieder, leichter vorstellbare und vertrautere Götter zu verehren - vor allem den Regen- und Fruchtbarkeitsgott Baal. In der damaligen Götterwelt mussten die Gottheiten im Streit und Krieg beweisen, dass sie stärker und mächtiger sind als die anderen. Das Problem hat Israel nach einem langen Weg durch den Glauben an einen einzigen Gott des Universums eigentlich längst links überholt. Aber die Macht dieses einzigen Gottes muss auch erfahren und erkannt werden.

Elija veranstaltet also eine „Challenge“: er fordert die Baalspriester heraus, die Macht ihres Gottes unter Beweis zu stellen. Das können sie freilich trotz ihres fieberhaften Bemühens nicht, während Elijas Opfer auf sein kurzes Gebet hin von einem himmlischen Feuer verzehrt wird. Daraufhin lässt Elija 800 Baalspriester hinrichten, was nicht ausgemacht und von Gott nicht beauftragt war. Sein Eifer reißt ihn zu einer Handlung hin, die damals zweifelsohne zum Standard gehörte, aber nicht mit der Gottesvorstellung vereinbar ist, die Elija vertreten muss. Jetzt sucht ihn also die heidnische Königin Isebel und will ihn töten. Das ist der Auslöser für seinen Protestmarsch zum Horeb; Elija will nicht mehr leben, weil sein Erfolg nicht so ankam, wie es hätte sein sollen. Mit diesem Anliegen erreicht er den Gottesberg und begegnet Gott. Und allein schon die Art und Weise dieser Begegnung bekräftigt noch einmal mehr, wie Gott in der Welt anwesend und in der Geschichte herrschend sein will: er wohnt weder in den Naturgewalten noch in roher militärischer Gewalt, sondern in einem kleinen Windhauch, nach Bubers Übersetzung: im „verschwebenden Schweigen“, das nichts anderes ist als sein Wort. Sturm und Erdbeben hören auf, damit Elija hören und sprechen kann. Aus der Stille wird Wort, ein Dialog zwischen Gott und dem Propheten; Gott zeigt ihm darin eine Perspektive, er versichert

ihm, dass er nicht alleine ist, es gibt noch 7000 Gerechte in Israel, und dass er auch einen Nachfolger haben wird, seinen Schüler Elischa. Dieser singuläre Weg der Unterscheidung zwischen dem einen wahren Gott und den Göttern, die Kopien von menschlichen Vorstellungen und Emotionen sind, ist also richtig und er geht weiter, auch wenn er ein unangenehmer und unnatürlicher Weg ist. Deswegen ist es dem Apostel Paulus nicht egal, was nach dem Tod Jesu mit den Juden passiert, nachdem eine Mehrheit den Messias nicht erkannt und anerkannt hat. In der zweiten Lesung aus dem Römerbrief am Anfang der berühmten Israel-Kapitel beginnt sein beispielloses Ringen mit dieser Frage. Und Paulus weiß: der Weg der Kirche bleibt der jüdische Weg des einen unsichtbaren und gewaltlosen Gottes, der aber jetzt in Jesus Christus ein neues und entscheidendes Zwischenziel erreicht hat.

Das Thema des Evangeliums passt nahtlos in diese Fragestellung hinein. Jesus vertritt und verkörpert den gewaltlosen, aber machtvollen Gott, was aber seine Jünger erst noch allmählich erkennen müssen. Vor allem nach Karfreitag ist es eine Riesenherausforderung, darin nicht das Scheitern und Versagen, sondern Gottes Macht und Lösung zu sehen. Wie kommt man zu diesem Glauben? Um diese Frage geht es in dieser Wundergeschichte am See. Alles beginnt damit, dass Jesus in seiner Heimatstadt Nazareth abgelehnt wird. Er will in eine einsame Gegend fahren, damit er allein sein kann. Er muss auch die Rückschläge aufarbeiten, verstehen und im Gebet bei Gott Sicherheit finden. Am anderen Ufer des Sees trifft er aber eine große Menschenmenge an, die er dann in seiner Leidenschaft doch lehrt und sogar mit Brot speist, obwohl seine Jünger die Leute zuerst wegschicken wollen. Nach der Speisung werden jetzt die Jünger von Jesus „weggeschickt, gedrängt, ins Boot zu steigen, damit Jesus auch die Menge wegschicken und endlich in Ruhe beten kann.

Spätestens ab da merken wir, dass die Erzählung mehr ist als ein Bericht. Sie beschreibt zugleich die nachösterliche Situation der Kirche, ihre Unsicherheit, ihr Ringen um den Glauben und um Gewissheit. Auch Petrus ist Hauptfigur als Prototyp der Glaubenden und gleichzeitig Sicherheit Suchenden.

Jesus ist nun allein in zweifacher Entfernung von den Jüngern: vertikal - oben, auf dem Berg, während sie unten im Boot sind und horizontal - „viele Stadien“ von ihnen entfernt. Nach der Himmelfahrt ist Jesus nicht mehr bei den Jüngern, er ist zunächst ganz weit weg.

Außerdem haben die Jünger mit Schwierigkeiten und Herausforderungen zu kämpfen: Es ist Nacht, sie haben Gegenwind und werden von den Wellen „gepeinigt“ - Matthäus verwendet hier ein sehr starkes Wort. Erst bei der vierten Nachtwache, d.h. in

den frühen Morgenstunden geht Jesus auf dem See zu ihnen. Und damit leuchtet schon ein Hoffnungsschimmer: Er kommt vom Ostufer, von der aufgehenden Sonne, und die Nacht beginnt sich aufzulösen. Aber die Jünger sind zunächst erschrocken, diesmal nicht wegen der großen Wellen, sondern wegen dem, was sie sehen: ein Gespenst, eine Einbildung: - „phantasma“- steht im Griechischen. Ist die Nähe Jesu nach Ostern - können wir fragen - ein Hirngespinnst oder Realität? Ist alles Phantasie oder Wirklichkeit?

Und Jesus spricht sie sofort an. Auch hier: inmitten des Sturmes erklingt die leise Stimme: „habt Mut, ich bin es, habt keine Angst!“ - der österliche Gruß des Auferstandenen.

Wie Gott bei Elija, führt auch Jesus ein Gespräch mit den Jüngern, das Vertrauen weckende Wort nimmt ihnen die Angst. Denn - wie Elija - muss auch Petrus auf einem Weg geführt werden, der nicht natürlich ist.

Was jetzt kommt, gehorcht in der Tat einer unnatürlichen Logik: Warum warten die Jünger nicht, bis Jesus bei ihnen ankommt und ins Boot steigt? Warum muss Petrus durch diese seltsame Prüfung hindurch? Denn er selbst initiiert sie, Jesus ruft ihn erst, nachdem Petrus ihn auffordert, er solle ihm befehlen, zu ihm zu gehen; auf dem Wasser zu wandeln ist nicht gerade alltäglich... Aber im Glauben ist es offenbar das Normale, das Notwendige. Es ist auch eigenartig, dass Jesus ihn nicht bremst: „Ach Petrus, lass das, das kann nur ich!“ Nein, er soll kommen, vielleicht muss er sogar...? Denn es geht nicht um eine Mutprobe, sondern um den Glaubensschritt: Es reicht nicht, dass Jesus zu ihnen kommt, auch der den Glauben Wollende muss seine Schritte tun. Und sie sind ähnlich wundersam wie die Annäherung Jesu auf dem See.

Petrus geht also und kommt zu Jesus, er schafft es, er schafft es aber auch nicht, weil er zum Schluss doch Angst bekommt und genauso aufschreit wie vorhin die Jünger. Dabei lernen wir eines der kürzesten und hilfreichsten Gebete: „Herr, rette mich!“ Und zum zweiten Mal kommt das Wörtchen „sofort“: Jesus streckt sofort die Hand aus und rettet ihn, wie er vorhin die verängstigten Jünger sofort angeredet hatte.

Und als sie dann beide wieder ins Boot steigen, wird es erst ruhig; aus der Angst und aus dem Mut wird jetzt Glaube und Vertrauen. Es braucht das Aussteigen auf das Wasser um des Glaubens willen, aber es führt letztlich ins Boot zurück, in die Gemeinschaft der Kirche, denn alleine kann niemand glauben und zu Jesus kommen.

Und die Erzählung schließt mit der Anbetung und dem Bekenntnis der Jünger: „Du bist Gottes Sohn!“ Nicht die herausragende Leistung von Petrus hat sie beeindruckt, sondern Jesu Tat, der ihn gehalten und gerettet hat.

Das Boot, in dem wir sitzen - sei es die große Kirche oder die kleine Pfarrei - muss auch heute im Gegenwind vorankommen. Dass Jesus mit der stillen Stimme Gottes uns nahe ist und uns ruft, ist kein Hirngespinnst, sondern Glaubensrealität, worauf wir setzen dürfen - sogar als Kleingläubige.